

Redaktion: Strada Doamnei Nr. 5 neben dem Bankhause Jacques Poutmay Succ.

Abonnement für Bukarest u. das Inland mit portofreier Zustellung, ganzjährig 35 Francs, halbjährig 18 Francs, vierteljährig 10 Francs. Für das Ausland extrafr. Portogutschlag. Zuschriften und Geldsendungen franco.

BUKARESTER TAGBLATT

Administration: Strada Doamnei Nr. 5 neben dem Bankhause Jacques Poutmay Succ.

Inserate werden nach anstehendem Tarif bei der Administration des Blattes sowie bei allen renommierten Annoncenbureaus des In- und Auslandes angenommen. Auskünfte werden von der Administration erteilt.

Erscheint jeden Morgen mit Ausnahme Montags.

Abonnements werden angenommen: in Bukarest von der Administration und in der Buchhandlung von E. Graebe & Comp., Theaterplatz (Hotel Broff); in der Provinz wird bei den betreffenden Postämtern und unseren Agenten pränumeriert.

Nr. 36.

Freitag, 24. (12.) September

1880.

Bukarest, 23. September.

„Rumänien ist verkauft!“ — So lautet schon seit Jahren das Lösungswort der Opposition. Der Unterschied ist eben nur, daß bald die Russen, bald die Oesterreicher, bald wieder die Juden als Käufer bezeichnet werden. Wer mit den Verhältnissen im Lande weniger vertraut, diese in verschiedenen Varianten gebrauchten Verkaufschmerzschreie der Oppositionspressen zu Gehör, beziehungsweise zu Gesicht bekommt, muß fast zu dem Glauben verleitet werden, als habe jede neue rumänische Regierung nichts Notwendigeres zu thun, als sofort nach ihrem Amtsantritt eine Dignation zu veranstalten, auf welcher Rumänien nach allen Regeln des öffentlichen Auftritts an den Meistbietenden hintangegeben wird. Wir wollen nun keineswegs in Abrede stellen, daß der „Valkauf“ im öffentlichen Leben unseres Landes noch eine ziemlich bedeutende Rolle spielt, und daß die Linksgelbtheorie hier und da eine weit größere Verwerthung findet, als mit den Anforderungen eines strengen Verwaltungswesens und dem Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetze vereinbar ist. Aber wir müssen derlei Unzulänglichkeiten doch immer nur zu jenen Unregelmäßigkeiten zählen, für welche lediglich die einzelnen schuldtragenden Persönlichkeiten, aber niemals die Verantwortlichkeit als solche verantwortlich gemacht werden kann. Wenn aber, wie es leider der Fall ist, der Regierung gegenüber der Vorwurf gemacht wird, daß sie die Interessen des Landes verschächere, so liegt in diesen Anschuldigungen ein System der Verdächtigungen, gegen welches sowohl im Interesse des Landes, als auch im Interesse der Autorität der Regierung Einsprache erhoben werden muß.

Nichts ist leichter und bequemer, als jede unangenehme politische Wendung auf egoistische Nebenabsichten ihrer Urheber zurückzuführen. Dazu bedarf es keines Beweises, sondern eben nur einer gehörigen Dosis publicistischer Unverfrorenheit und einer Dreifigkeit, eben groß genug, um ohne Rücksicht auf die Ehre des Landes einer jeden Regierung die größtmöglichen Injulten ins Gesicht schleudern zu können. Oder glaubt man wohl, daß in der Fremde der gute Ruf unseres Landes gehoben wird, wenn man hört und liest, daß eine konstitutionelle Regierung, welche doch, so lange sie sich auf eine parlamentarische Majorität stützen kann, als Ausdruck des Volkswillens bezeichnet werden muß, ganz unverblümt des Landesverschäfers beschuldigt wird? Freilich werden jene publicistischen Klappschreier, welche eines jeden politischen Urtheils bar keine politische Debatte führen können, ohne sofort das Gebiet persönlicher Beschimpfungen zu betreten — freilich werden unsere Oppositionsjournale um jeden Preis, welche die Feder wie einen Dreifußlegel handhaben, sich keine Mühe geben, ihre in die Welt hinausgeschrieenen Vorwürfe zu begründen. „Nur frisch darauf los verläumben — etwas bleibt schließlich doch hängen!“ Das ist und bleibt der alleinige Inbegriff ihrer belagerten Taktik, und man muß, um aufrichtig zu sein, zugestehen, daß diese Verrechnung nicht so

ganz unrichtig ist. Wohin man aber mit der politischen Moral kommt, wenn eine solche Methode konsequent zur Anwendung gebracht wird, darüber scheint man keineswegs im Klaren zu sein. Würde man sich gegenwärtig halten, daß nur jene politische Opposition Existenzberechtigung hat, welche sich selbst Regierungsfähigkeit zuschreibt, so würde man auch erwägen müssen, daß ganz dasselbe System der Verdächtigungen, welches man jetzt der Regierung gegenüber anzuwenden beliebt, seine Spitze späterhin gegen die eigene Brust richten kann. Und glaubt man wohl, daß bei dieser fortgesetzten wechselseitigen Beschimpfung das Rechtsgefühl im Volke erstarken, die Achtung vor der Regierungsauctorität gedeihen kann? Nein, und abermals nein! Wo man Haß und Verachtung sät, kann man nur Haß und Verachtung ernten. Wo anstatt sachlicher Gründe der politische Kampf mit den Waffen der persönlichen Beschimpfung geführt wird, müssen sich die intelligenten Volkselemente mit Widerwillen und Ekel vom politischen Treiben abwenden, um das Feld ausschließlich jenen Schreibern und Stellenjägern einzuräumen, deren Fischfang dann am reichlichsten ausfällt, wenn das Wasser vorher gehörig getrübt worden ist.

Vielleicht liegt darin das Endziel der ganzen Methode. Wer kann es wissen? In einer Zeit und unter Umständen, wo jedes wenn auch noch so läppische Mittel versucht wird, um die öffentliche Meinung anzuregen, wo zu diesem Zwecke die aburdesten Ministerkreuzzüge erfunden und blutdürstige Proklamationen kolportiert werden, kann man nicht pessimistisch genug sein, wenn es die Beurtheilung der Maulwurfschätigkeit einer gewissen Sorte von Umsturzpöbeln gilt. Erst unlängst hat uns der konservative „Timpul“, der, wie anderwärts bemerkt, in neuester Zeit mit Rosenkränzen hauffiren geht, sich darüber beschwert, daß das „Bukarester Tagblatt“ als ein Neuling im Lande sich ein Urtheil über dessen Verhältnisse anmaßt. Wir würden auf diese kindische Klage, welche dem frommen „Timpul“ wohl nur durch das Unbequeme unserer journalistischen Thätigkeit abgepreßt wurde, kein Wort des Widerspruches haben. Heute aber, wo wir auf die Art und Weise zu reden kommen, wie hier zu Lande hier und da oppositionelle Politik getrieben wird, können wir nicht umhin, unserem um das Seelenheil seiner Leser so zärtlich besorgten Kollegen die Mahnung zuzurufen, daß er von seinem journalistischen Standpunkte aus weit besser thun würde, gegen die rüde Art, der Parteipolemik anzukämpfen, anstatt Poppen ins Handwerk zu pfeifen. Die Journalistik soll die politische Lehrerin des Volkes sein; sie soll, unbeeinträchtigt von Parteirücksichten, immer nur das Volkswohl im Auge behaltend, die Bevölkerung zur unbefangenen Würdigung dessen heranziehen, was ihr zum Heile gezeigt. Nicht umsonst ist ihr der so unendlich wirksame Apparat der öffentlichen Beweisführung zu Gebote gestellt. Sie soll ihn gebrauchen, um der guten Sache willen. Wo aber dieses zweischneidige Werkzeug, das sich allerdings bei üblem Gebrauche gegen die Hand dessen kehrt, der es umgeschickt führt, zur Seite geworfen wird, um statt dessen mit dem Prügel der Beschimpfung in

der Faust auf den politischen Gegner loszukommen, da ist es mit der Aufgabe der Presse als Lehrerin des Volkes zu Ende. Pressfreiheit und Pressfreiheit sind eben trotz ihres ähnlichen Klanges zwei einander ganz entgegengesetzte Begriffe. Wo die erste sachlich erörternd an die Tagesfragen heran tritt und, ohne auf Unfehlbarkeit Anspruch zu machen, ihr befalliges oder abfalliges Urtheil abgibt, zieht letztere das werthvolle Recht der freien Meinungsäußerung dadurch in den Roth, daß sie die Presse zur Verbreiterin persönlicher Injulten und willkürlich erfundener Anschuldigungen herabwürdigt.

Inland.

Bukarest, 23. September.

(„Timpul“ und der Hofprediger Stöcker.) Der leidigen Politik müde, hat sich „Timpul“ in der letzten Zeit ganz und gar auf das religiöse Gebiet geworfen, wie etwa ein Mensch, der nach und nach seine Kräfte schwinden fühlt, plötzlich fromm wird, trotzdem er früher der energiegeladene Freigeist war. Das Abhandeln des religiösen Sinnes im Volke und die sich in Folge dessen ergebende Zunahme der Verbredungen, das ist das ständige Thema des genannten Organs, welches bei seinen bezüglichen Erörterungen gleichzeitig der Bewunderung Ausdruck gibt, daß das „Bukarester Tagblatt“, dessen Redakteure „erst über die Grenze gekommen sind“ es wagen konnten, einige seiner Behauptungen als unrichtig zu bezeichnen. Wir hatten beinahe keinen Anstand genommen der Bemerkung Raum zu geben, daß die Frömmerei „Timpul's“ nur eine Maske sei, hinter welcher sich gewisse politische Absichten verbergen, und waren auch in der Lage dies nachzuweisen. Die moral-philosophischen Betrachtungen des citirten Blattes liefen nämlich darauf hinaus, darzutun, daß ein festes Band zwischen Volk und Fürst sich erst dann entwickeln könne, wenn letzterer sich zur herrschenden Staatskirche bekennt, und damit sollte gleichzeitig konstatiert werden, daß zwischen dem katholischen Fürsten Karl und der orthodoxen Bevölkerung Rumäniens das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht plaggreifen könne. Das „Fremden“ vom „Bukarester Tagblatt“, denen es nie befallen könnte aus niedrigen Parteirücksichten eine anti-nationalistische, oder eine anti-nationale Politik zu treiben, den Nagel sofort auf den Kopf getroffen hatten, mochte für „Timpul“ allerdings recht fatal sein, denn dieses Blatt ignoriert nunmehr den letzteren heißen Theil der Polemik gänzlich, um die Sache in Vergessenheit gerathen zu lassen, und hält nur seine frühere Behauptung, daß die Zunahme der Verbredungen, einer Abnahme des religiösen Sinnes im Volke zuzuschreiben sei, aufrecht. Die Alten über diese Frage sind bekanntlich längst geschlossen, seitdem der Nachweis geführt ist, daß die Religion sich niemals als ein wirksames Remedium gegen Verbredungen bewährt hat. Weist doch die Geschichte zur Genüge nach, daß gerade im Namen der Religion, und zwar auf Veranlassung derjenigen, welche für die Verbreitung derselben Sorge zu tragen hatten, die abscheulichsten Bluthatzen verübt worden sind, und der fromme italienische Bandit nimmt auch heute noch in Anstand den Schutz der Madonna und aller Heiligen anzuflehen, bevor er einen Mordmord vollführt. Mehr als alles dieses beweist aber der Umstand, daß sich die Verbredung jenseits aus den niedrigen Volksschichten rekrutiren, bei denen Religion und Glaube gewöhnlich fester eingewurzelt sind, als bei den höheren, freieren Anschauungen huldgebenden Ständen, daß es ein großer Irrthum ist, die Vermehrung der Verbredungen mit der zunehmenden Freigeisterei in irgend eine Verbindung zu bringen. Da in unserem fortgeschrittenen Zeitalter für die moralische und sittliche Erzieh-

ung der Völker — also für die wahre Religiosität, die mit Dogmen nichts zu schaffen hat — mehr geschieht, als jemals vorher in dieser Beziehung gethan wurde, so müßte, wenn die Anschauungen „Timpul's“ richtig wären, sich eine stete Abnahme der Verbredungen nachweisen lassen. Wenn dies aber nicht der Fall ist, so folgt daraus, daß die Ursachen der überhandnehmenden Korruption ganz wo anders zu suchen sind, und zwar, wie längst konstatiert ist, in der fast allenthalben herrschenden wirtschaftlichen Misäre, in den stetig wachsenden Ansprüchen an das Leben, die mit der sichtlich zunehmenden Volksverarmung in dem krafftigsten Widerspruch stehen. Darüber sind, wie bereits erwähnt, die Alten geschlossen, aber „Timpul“ nimmt hiervon nicht nur keine Notiz, sondern beharrt auch nach wie vor auf seinem früheren Standpunkte, dessen Wichtigkeit er nicht etwa durch eine einheimische Kapazität, sondern durch — den Hofprediger Stöcker beweisen läßt, welcher es für nöthig erachtet hätte zur Befestigung des religiösen Sinnes im deutschen Volke und zur Hintanhaltung von Verbredungen, sogenannte „christlich-soziale Gesellschaften“ zu gründen. Nach solcher Beweisführung, ist unerseits die Polemik über dieses Thema mit „Timpul“ geschlossen, denn da speciell für Rumänien die Gefahr einer Verwilderung nicht vorliegt, so entfällt auch die Nothwendigkeit, solchen Bestrebungen entgegenzutreten. Im Uebrigen darf sich aber ein Blatt, welches offen zugestehet, daß es sich mit den von der berüchtigten vpreußischen Minderpartei verfolgten Tendenzen identifiziert, Tendenzen, welche auf Volksverdummung und Hemmung des Fortschrittes hinauslaufen, nicht beklagen, wenn die Partei, welche es vertritt, immer mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt und schließlich überhaupt nicht mehr als ein wichtiger Faktor in Betracht gezogen wird.

(Eine drakonische Maßregel.) Der Präfect des Distriktes Botuschan hat folgendes vom 26. August a. St. datirte Circular an die ihm unterstehenden Organe versendet: „In Gemäßheit eines Erlasses des Finanzministeriums Nr. 24.092 vom laufenden Jahre, welcher mir von dem Lokal-Kassier mittelst Adresse Nr. 2481 mitgetheilt wurde sowie auf Grund eines Beschlusses des permanenten Komite's, bringe ich hiermit in Erinnerung, daß laut Art. 8 des Vereinsgesetzes der Verkauf von Spirituosen in den Ruralgemeinden nur den daselbst wahlberechtigten Personen gestattet ist. Es darf demnach künftig nicht mehr gebauet werden, daß auch Nichtwahlberechtigte einen derartigen Handel treiben, und wird den letzteren ein Termin von einem Monat behufs Losschlagung ihrer Vorräthe an Spirituosen gewährt. Jedes Zuwiderhandeln gegen diese Verfügung wird entsprechend geahndet werden.“ — Es ist die höchste Zeit, daß man in den maßgebenden Kreisen daran denke, die dem neuen Art. 7 der Constitution zuwiderlaufenden gesetzlichen Bestimmungen, mit demselben endlich in Einklang zu bringen.

(Rumänisches Memorandum.) Die „Oester. Korresp.“ veröffentlicht ein an die europäische Diplomatie über die Ausführung des Art. 55 des Berliner Vertrages versendetes Memoire, in welchem ausgedehntlich die Anschauungen der maßgebenden politischen Kreise Rumäniens über die Schiffahrt auf der unteren Donau niedergelegt sein sollen. Wir sind auf Grund zuverlässiger Informationen in der Lage auf das Bestimmteste zu erklären, daß dieses Memoire, dessen wichtigste Stellen wir nachstehend reproduciren, nicht officiösen Ursprungs ist; wohl aber glauben wir nicht fehlzugreifen, wenn wir annehmen, dasselbe hänge mit den Agitationen Gogalniceano's in der Donaufrage eng zusammen, wenn es nicht etwa gar eine getreue Kopie jenes Memorandums sein sollte, welches der genannte Staatsmann von Paris aus an den Fürsten Karl gesendet hat. Hiernach wird der Leser

Feuilleton des „Bukarester Tagblatt“.

Heidegeschichten.

Von Eibert Winkler.

(4. Fortsetzung.)

Nun, fuhr Walter Greiff fort, und ihr habt auch schon seit Wochen einen Gast im Hause, einen Maler? Ja, Herr, antwortete Eihof kurz. Das ist seltene Waare für unseren Heidehof. Ja, Herr. So einüblich, Alter? Es scheint fast, als ob dir dieser Gast nicht besonders gefiele. Nein, Herr. Nun, Alter, so sprich denn endlich, rief Walter ungeduldig; du weißt doch, daß ich die unklaren Redensarten nicht liebe, wenn sie immer nur um den Drei herumgehen — lang oder kurz. Hat er dir etwas zu Leide gethan? Nein, Herr, zu Leide gethan hat er keinem was, im Gegentheil: seine Art ist still und anständig. Aber — er spionirt. Er spionirt? Was heißt das? Anders kann ich's nicht nennen. Zuerst hat er wissen wollen, ob ich den Herrn Robert Mansfeld selig gekannt hätte. Und dann sagte er, ihm käme der Name in den Sinn von einem, der hier früher öfter gewesen sein müßte, ob ich mich auf den besinneln könnte? Der Name wäre: Jakob von Luyken. Jakob van Luyken! wiederholte Walter rasch; ein düsterer Ernst flog über seine Züge. Nach einer Pause setzte er hinzu: Und was wußtest du von dem, was sagtest du dem Fremden? Nun, Herr, ich sagte ihm, was ich ganz genau wußte,

weil ich meinte, das wäre am besten. So sagt' ich denn, der Name und das Gesicht dazu säßen mir noch fest im Gedächtniß: der Mann hätte im Jahre eintausendachtundacht einundvierzig am achtzehnten Julius, wo wir gerade Sonnenfinsterniß hatten, die Nacht bei uns logirt und wäre morgens in der Frühe weitergereist. Mit der Wahrheit wollt' ich nicht hinterm Berge halten.

Es ist gut so, erwiderte Walter, in Nachdenken verjunken. Dann fragte er rasch: Kannst du mir sagen, wie der Maler heißt?

Nein, Herr. Ein Fremdenbuch gibt's ja nicht im Heide-wirthshaus, und ich habe keinen Namen von ihm gehört. Ihr wißt doch auch, daß unsere Mansfel Sabine jetzt das Malen studirt?

Ich weiß es. Und sollt ihr euch wundern, was die schon gelernt hat. Das ist doch rein merkwürdig!

Sie hielten jetzt am Heidehof, der in der Sonntagsstille wie ausgestorben schien. Walter stieg die Stufen vor der Hausthüre hinauf, da kam ihm Eva mit herzlicher Begrüßung entgegen. Sie ließ den Blick befremdet auf ihm ruhen und sagte: Nach deinen Briefen hatt' ich gehofft, dich heiter und zufrieden heimkehren zu sehen, mein Freund; aber es scheint mir vielmehr, daß du sorgenvoll aussehst. Was hast du?

Meine Briefe gaben dir den richtigen Eindruck: alle Geschäfte verliefen über Erwarten gut, ich muß es dankbar erkennen. Die Sorge trägt ein späteres Datum. Wo ist Sabine?

Im Garten mit dem Maler. Er lehrt sie, nach der Natur aufzunehmen. Das Kind ist selig, so rasch vorwärts zu kommen.

Talent und Lust gehen meist Hand in Hand. Aber sage mir noch eins, Eva — ihr Weiber habt da immer einen sichern Blick: gilt Sabines Interesse einzig der Kunst oder zugleich dem Künstler?

Und wenn beides der Fall wäre? Ich möcht' es nicht entscheiden behaupten oder verneinen: ihre offene Lebhaftigkeit läßt darüber schwer ins Klare kommen. Aber sieh erst den jungen Mann, Walter, und ich bin überzeugt, du wirst nur

gute Eigenschaften an ihm finden. Im Uebrigen ist es augenscheinlich, daß seine Verhältnisse nichts zu wünschen lassen.

Du gehst mit vollen Segeln, antwortete er ohne Bitterkeit, einen Seufzer unterdrückend. Weist du den Namen des jungen Mannes?

Nein — und ja! Das heißt: ich vermute ihn. Und der Sinn dieses Räthselwortes?

Er ist sehr einfach. Ich kam vor einigen Tagen über den Gang, als sein Zimmer rein gemacht wurde, und trat hinein, um nachzusehen, ob dort alles in Ordnung wäre. Das Mädchen nahm ein Briefcouvert von der Erde und legte es auf den Tisch, da laß ich zufällig die Adresse — zufällig? schaltete Walter ein.

Nun, freilich: es ist doch kein Verbrechen, eine Adresse zu lesen, und seine Briefe wären mir ja längst durch die Hand gegangen, wenn er sie nicht immer selbst von der Post abgeholt hätte.

Und sein Name? fragte Walter gespannt. Der Name hieß: Adrian van Luyken. Meine Ahnung! rief er, sich entsetzend.

Mann, was hast du? Was bedeutet dieser Name? klagte Eva voll Seelenangst.

Befinne dich, ver setzte er tief Athem holend, der Name Luyken muß dir doch vorgekommen sein.

Du hast Recht, sagte sie, ein bekannter Klang liegt darin. Aber woher nur? — Van Luyken — halt! Was das nicht ein Freund meines Vaters, der uns hier besuchte?

So ist es! entgegnete er und nickte langsam mit dem Kopfe.

Nun — und welche Bedeutung für uns hat der Name, hat der Mann, der ihn trägt? Ich beschwöre dich, rede, laß mich nicht länger in der quälenden Ungewißheit.

Eva, sprach Walter mit mühsam erzwungener Ruhe, du hast mich öfter um das Geheimniß meines Lebens befragt, und ich verweigerte dir die Mittheilung, weil ich hoffte, sie für alle Zeit dir ersparen zu können. Jetzt ist der Augenblick da, wo du dieses Geheimniß erfahren mußt: ich kann nicht mehr die Verantwortung tragen, allein über meinen In-

halt zu schalten — ohne dich, ohne deinen Rath, deine Zustimmung.

Rede, Walter, so rede doch!

Die letzte Krankheit meines Vaters wird dir noch erinnerlich sein; er schickte dich eines Tages nach der Stadt zum Besuch einer Freundin: der Zweck war, weil er mir etwas anvertrauen und dabei nicht gestört sein wollte, denn ihm fehlte die Kraft, den Gegenstand zweimal zu verhandeln. Was ich dir jetzt erzähle, das ist der genaue Inhalt seiner Worte; sie stehen mir im Gedächtniß mit unverlöschlicher Schrift. Jakob van Luyken war ein Holländer, der sich in Mexiko etablirt hatte, zugleich ein Jugendbekannter meines Vaters und später sein Geschäftsfreund. Durch Zufallsbefragungen, die ihm selber ja glaubhaft sein mochten, veranlaßte er meinen Vater, all sein bares Vermögen in die mexikanische Bergwerksunternehmung zu stecken, welche nach kurzem glänzenden Aufschwung ein trübes Ende nahm. Du kannst dir denken, daß Robert Mansfeld auf den Freund schlecht zu sprechen war, als dieser unerwartet schwerkrank, hier bei ihm eintrat und seine ärztliche Hilfe in Anspruch nahm gegen ein Herzleiden, welches berühmte Heilkünstler nicht zu bannen vermochten hatten. Das Wiedererleben mag unerfreulich gewesen sein, die ärztliche Hilfe wurde nicht verweigert, wiewohl der Zustand bereits völlig hoffnungslos erschien — so sagte dein Vater. Jakob van Luyken erlebte den nächsten Morgen nicht mehr, er starb am Herzschlag hier im Hause. Dein Vater hielt sich berechtigt, das erhebliche Kapital, welches jener bei sich führte, in Beschlag zu nehmen, um dasselbe in seinem Interesse zu verwenden, weil es der Summe ziemlich gleichkam, die er durch Jakob van Luykens Ueberredungskunst, und nach seiner Meinung durch dessen falsche Vorspiegelung in kurzer Zeit verloren hatte. Der Leichnam wurde im Stillen beseitigt — damit Nachfragen und Erörterungen abgeknippten wären: hier wußte Niemand etwas anderes, als daß der Gast in aller Morgenfrühe wieder abgezogen sei. Dem Gelde Jakob van Luykens dankt unser Heidehof das neue Ausfließen aus argem Verfall. Erst zehn Jahre später kam dein Vater zum Sterben — da wollten die Götter, mit denen er sich so lange be-ruhigt hatte, nicht mehr vorhalten: ich wurde in sein Ge-

affen, welchen Werth er diesem Schriftstück beizumessen hat, dessen essentieller Inhalt folgendermaßen lautet:

„Die Donau wird unter dem Kaiserthum zwischen Rumänien und Serbien durch das Eisenerz durchschnitten, einer langen Klippenbank, welche bis zum Wasserpiegel reicht und schweren Lastschiffen und Kriegsschiffen die Durchfahrt verwehrt. Oesterreich-Ungarn ist beabsichtigt, diese Klippenmassen beseitigen zu lassen, um eine direkte und leichte Verbindung mit dem Schwarzen Meere zu gewinnen, was sowohl im Interesse dieses Donauhandels als in dem seiner Strom-Flotille gelegen ist. Die Industrie und der Handel Frankreichs, Englands und Italiens bringen durch das Mittelmeer, das Schwarze Meer und die untere Donau ihre Produkte nach Rumänien, Serbien und Bulgarien zu einem billigeren Preise als Oesterreich-Ungarn von Budapest und insbesondere von dem Tisza, dem Mittelpunkte seiner Production. Der freihändlerische Verkehr hat demgemäß das lebhafteste Interesse an der Freiheit der Donauschiffahrt. Die Großmächte haben denn auch bereits zur Zeit vor der ersten Freihandels-Convention (1860) durch den Pariser Vertrag (30. März 1856) diese freie Schiffahrt proklamirt (Artikel XV bis XIX). An der Freiheit der Donau scheint Oesterreich-Ungarn noch in höherem Grade interessiert zu sein, als jede andere Macht, denn im Oriente öffnen sich die eigentlichen Absatzquellen für seine Industrie und seinen Handel, und die Balkan-Halbinsel ist es auch, welche dasselbe hauptsächlich und mit allem Nachdruck zum Ziel seiner politischen Thätigkeit macht. Unter allen Umständen erscheinen in erster Linie die Interessen des Westens, namentlich aber jene der unteren Donau-Uferstaaten, für welche der Fluß die einzige Handelsstraße ist, den Schutz dieser Freiheit. Der Zweck der Bestimmungen des Berliner Vertrages ist, den Donauverkehr nicht in den Händen einer oder zweier Mächte zu lassen. Das Princip der Freiheit schließt in der That das Monopol ebensoviele aus, als das politische. Diese Freiheit ist hier um so wichtiger, als derjenige, der die Diktatur über die untere Donau ausüben würde, sie auch auf der Balkan-Halbinsel hätte, deren Staaten dann seiner Willkür überantwortet wären. Um die noch unmittelbaren Interessen der unteren Donauländer zu schützen, hat Europa Rumänien, Bulgarien und Serbien eine beratende Stimme bei Ausarbeitung des Reglements verliehen. Aber die Signatarmächte des Berliner Vertrages haben an der unteren Donau nicht die gleichen Interessen, und der Interessen-Widerstreit gestattet nicht, die einzigen unter ihnen die ausschließliche Bewachung und Vertheidigung der Schiffahrt an diesem Theile des Flusses anzuvertrauen. Fürst Bismarck selbst hat in der Sitzung vom 4. Juli des Kongresses erklärt, daß die Ansicht, die Donau sei die große Arterie des deutschen Handels nach dem Oriente, auf einer Fiktion beruhe. Deutschland bleibt also außer Betracht. Rußland kann an dem freien Handel an der Donau von Galatz bis zum Eisenerz Thor kein großes Interesse haben. Der bedeutendste Export seiner Produkte findet von Odessa aus statt, und dieser Export könnte nur gewinnen, wenn der freien Schiffahrt auf der unteren Donau Schranken auferlegt werden. Die Türkei ist gegenwärtig in der Frage beinahe gar nicht interessiert. Was Oesterreich-Ungarn anbelangt, so hat es aus den Anfang des Memoires auseinandergesetzten Gründen ein berechtigtes Interesse an der unteren Donau, daß manche seiner öffentlichen Organe so weit gehen, zu behaupten, die Donau sei ein österreichischer Strom, und daß österreichische Staatsmänner zu verstehen geben, Oesterreich-Ungarn habe eine begründete und legitime Recht, die Freiheit an der unteren Donau für seinen Handel mit Beschlag zu legen und so eine Art diktatorischen Einflusses über die Flußschiffahrt zu gewinnen. Dieser Zweck scheint Oesterreich-Ungarn schon lange zu verfolgen. Bereits 1857 hat es einen Reglements-vorschlag ausgearbeitet, der in Wien am 7. November durch vier Staaten signirt, im Jahre 1858 in Paris durch die zur Konferenz versammelten Mächte verworfen wurde. Es handelt sich also heute um einen neuen Versuch zur Wiederaufrichtung des vor zwanzig Jahren verworfenen Projectes. Wenn es Oesterreich gelänge, den Schiffen der anderen Staaten den Zugang zur unteren Donau zu erschweren, indem es ihnen Beschränkungen auferlegt, welche nur von seiner Willkür abhängen, würde sich die Frage der Westschiffahrt in den Gewässern Rumäniens und der anderen Uferstaaten vermindern. Oesterreich würde diese Staaten, und insbesondere Rumänien allmählig zwingen, sich für den Export seiner landwirthschaftlichen Produkte der Eisenbahnen Ungarns und Oesterreichs zu bedienen und den Import von Manufactur-Produkten des Westens in die Fürstenthümer zu verhindern. Bald hätte es das absolute Monopol über die untere Donau erlangt, welches ihm heute nicht zusteht. Inzwischen ist es nicht so sehr Deutschland, Rußland und die Türkei, deren Interessen an der unteren Donau sich widersprechen mit jenen Oesterreich-Ungarns, sondern die anderen Signatarmächte des Berliner Vertrages: Frankreich, England und Italien, welche einen größeren Export- und Importhandel mit den Fürstenthümern unterhalten und für welche die Bedeutung des Handelsverkehrs das Kriterium ihres politischen Einflusses ist und bleibt, dann die Fürstenthümer, welche, obwohl nicht Signatäre des Berliner Vertrages, berufen sind, an der Ausarbeitung des Donau-Reglements theilzunehmen und deren uniditatorische Interessen mit dem Principe der freien Donau zusammenfallen.“ Auf die bereits für den nächsten November nach Galatz einberufene Kommission und das Avant-projet Oesterreich-Ungarns hinweisend, betont das Memorandum die Nothwendigkeit, daß sich Europa schon jetzt mit den in Rede stehenden Angelegenheiten befaßt, zumal, da das Gerücht geht, daß Oesterreich-Ungarn sein Avant-projet in Folge des Widerstandes, auf welchen es bei den Delegirten Englands und Frankreichs in der europäischen Kommission stieß,

heimlich eingeweiht, aber er knüpfte daran drei Bitten. Die erste: dir, der Tochter, sollte alles verschwiegen bleiben, wenn nicht unwiderbringliche Umstände eintreten, welche ein anderes erheischen — das müßte dann ich beurtheilen; die zweite: aus den Einkünften des Heidehofs sollte das Kapital, welches der Verstorbene bei sich getragen, seinen Erben bei Heller und Pfennig erstattet werden; die dritte: wir müßten hier wohnen bleiben und die Wirtschaft in der bisherigen Weise fortführen. Ich versprach ihm das alles in die Hand, und ich habe gehalten, was ich versprach, so sauer es mir oft geworden ist. Dir gegenüber zu schweigen, Eva, die Wünsche zu verbergen, auf welche du ein Recht hattest nach Deinem Sinn, das war das Schwerste; aber ohne Noth durftest du deinem Herzen die Last nicht aufbürden, die mich niederbrückte, die auch dich niederbrücken mußte, ohne mir Erleichterung zu bringen. Die Sterbekammer habe ich niemals betreten. Jetzt liegt das Geld bereit für den Erben — da kommt dieser selbst; denn Adrian van Luyken ist sicher der Sohn des Verstorbenen, er sucht hier dessen Spuren, hat sie vielleicht schon gefunden; es ist möglich, daß er um die Hand unseres Kindes werben will — da droht mehr der Verantwortung, als ich allein auf mich zu nehmen vermag: und so weißt du nun alles — was ich weiß.

Eva hatte schweigend zugehört, die gefalteten Hände in den Schoß gepreßt, öfter mit krampfhaftem Ringen. Jetzt sprang sie auf und fiel ihrem Manne um den Hals: ein gewaltiger Thränenstrom ging dem gemalten Herzen die erste Erleichterung. In tiefer Bewegung suchte er sie zu beruhigen, aber es wahrte lange, bis Eva die Worte wieder fand. Dann rief sie, noch von Schluchzen unterbrochen: Verzeih mir, Walter, verzeih mir!

Was hätte ich dir zu verzeihen? sagte er begütigend.

Viel, oh, viel! Alles bittere Unrecht, was ich dir seit Jahren angethan habe — in Gedanken und Worten. Ach, ich konnte ja nicht ahnen —

Nein, das konnten und solltest du nicht. Eine höhere Hand hat die Dinge anders gefügt, als ich sie in meinem Verstand mir zurechtgelegt hatte. Jetzt ist der Baum gelöst —

wohl formell zurückgezogen habe, aber hoffe, die Principien desselben durchzuführen, da es sich der Majorität der Stimmen in der Kommission vertheidigt habe, und fährt dann fort: Artikel III des Avant-projet lautet: „Die Ausführung des gegenwärtigen Reglements ist unter die Aufsicht einer Kommission, der sogenannten gemischten Donau-Kommission, gestellt, welche ihren Sitz in Bukarest hat und in welcher Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, Rumänien und Serbien durch je einen Delegirten vertreten werden.“ Artikel LV des Berliner Vertrages hat aber die Einsetzung einer solchen Kommission gar nicht vorgesehen; er sagt, daß eine solche das Reglement ausarbeiten wird; das Recht, die Ausführung des Reglements zu überwachen, nimmt es aber der europäischen Kommission nicht. Oesterreich-Ungarn strebt also, wie man sieht, außerhalb des Berliner Vertrages und im Widerspruch mit diesem, für sich allein das Recht der Ueberwachung in Beschlag zu nehmen. Artikel IV, welcher noch bedeutungsvoller ist, sagt in seinem ersten Absatze: „Derjenige (der gemischten Kommission) präsident der Delegirten von Oesterreich-Ungarn. Ihre Entscheidungen werden nach der Majorität der Stimmen getroffen. Bei Gleichheit der Stimmen entscheidet der Präsident.“ Oesterreich will sich also die dauernde Allgewalt in dieser Kommission zuweisen und sohin die Diktatur über die untere Donau usurpiren.

Durch Artikel IV wird besonders Rumänien geschädigt. Von dem permanenten Vorherrsche und der ausschlaggebenden Stimme ist im Berliner Vertrage nicht die Rede. Der letzte Artikel des österreichischen Avant-projet enthält noch mehr den Zweck, den Oesterreich verfolgt. Dieser Artikel ist formulirt: „Das gegenwärtige Reglement kann durch die gemischte Donau-Kommission nach ihren Bedürfnissen modificirt werden, vorausgesetzt, daß diese Forderungen nicht im Widerspruch mit dem Reglement der europäischen Donau-Kommission stehen.“ Als positiven Lösungsvorschlag empfiehlt das Memoire auf Grund des Artikels LV des Berliner Vertrages: „1. Das Reglement über die Schiffahrt und Polizei soll durch die europäische Kommission, mitbegriffen Rumänien, Serbien und Bulgarien, beschloffen werden. 2. Die Ausführung desselben wird jeder der Uferstaaten selbst anvertraut. Die internationale Kommission von Galatz überwacht die Ausführung nach dem Reglement. 3. Wenn die Mächte den Artikel VIII des Avant-projet über die Rabotage nicht annehmen wollen, so könnten sie einen anderen Artikel an dessen Stelle setzen, welcher wenigstens die kleine Rabotage zuläßt, entsprechend dem allgemeinen Gebrauche.“

(Ehrenbezeugung für einen Todten.) Der Ministerpräsident, Herr Bratianu, hat von Galatz aus folgendes Telegramm an den Minister des Innern gerichtet: „Der verstorbene Manolake Kostaki war zu wiederholten Malen Kammerpräsident und Rabinetschef, vor Allem aber einer der ersten Männer, welcher das Nationalgefühl im Volke zu erwecken wußte und der zur Konstituierung des rumänischen Staates viel beigetragen hat. Seiner entseelten Hülle, bei deren Anlangen in Bukarest die entsprechenden Ehren zu bezeugen, heißt daher einen Wunsch der Nation erfüllen. Ihnen, Herr Minister, obliegt es, die erforderlichen Maßregeln zur Erfüllung dieser heiligen Pflicht zu treffen.“

(Tultschja, 19. September. Orig. Corresp.) (Zu den Gemeinderathswahlen.) Im Verlaufe des heutigen Tages sind die bereits seit drei Tagen im Zug befindlichen Wahlen für den hiesigen Gemeinderath zu Ende geführt worden. Als Stimmberechtigte participirten in drei Sektionen 319 Wähler der nachbenannten Nationalitäten. I. Sektion: 57 Rumänen, 22 Israeliten und 6 Muselmanen für 4 Kandidaten; II. Sektion: 53 Griechen, 13 Armenier und 15 Russen für einen Kandidaten; und 153 Bulgaren ebenfalls für einen Kandidaten. Es waren also im Ganzen sechs Gemeinderathsmitglieder zu wählen, zu welchen der Gouverneur aus eigener Machtvollkommenheit noch drei ernannt und aus der Mitte dieser neun Personen bestimmt dann die Regierung den Bürgermeister, welcher einen Monatsgehalt von 500 Fres. bezieht. Die Wahl selbst hat hier große Aufregung hervorgerufen, und diese manifestirte sich in offenkundiger Weise insbesondere bei den Israeliten, welche eine große Freude an dem Tag legten, ein Recht ausüben zu dürfen, welches ihren Glaubensgenossen jenseits der Donau noch verweigert ist. Anfanglich hatten die hiesigen Israeliten den allgemein geachteten Kaufmann, Herrn Abraham Elmann, Witzsch des seit fünfzig Jahren bestehenden Großhandlungshauses Gebrüder Elmann als Kandidaten bei der Erwahlung für die Bürgermeisterstelle in Aussicht genommen; dieser erklärte aber auf das Entschiedenste, daß er überhaupt nicht kandidiren werde, da er sich weder Feindseligkeiten, noch den Vorwurf zuziehen wolle, seinen Einfluß bei den Wählern zu persönlichen Zwecken geltend gemacht zu haben. Der Ministerpräsident, Herr Bratianu, welcher heute auf seiner Rückreise von Kustendische via Sulina hier anlangte, wurde sofort von dem Wählergetreibe verständig und er nahm Gelegenheit, sich mit den Vertretern der einzelnen Nationalitäten, welche ihm vorgestellt wurden, längere Zeit zu unterhalten. Schließlich richtete Herr Bratianu an die Muselmanen folgende Ansprache: „Als Vertreter der Regierung erkläre ich, daß

leider! Und doch fühle ich mich erleichtert, weil zwischen uns wenigstens alles wieder klar ist.

Aber was soll nun werden? Wohl freue ich mich mit dir der Klarheit zwischen uns beiden; allein die ist ja das Geringste: wie kann alles Weitere seine Lösung finden?

Das vermag ich dir noch nicht zu sagen: wir müssen erwarten, was zunächst kommen wird — und darnach müssen wir handeln im völligen Einverständnis.

Es entstand eine Pause des Schweigens. Dann sagte Eva beruhigter: Walter verzeih mir nur Eines.

Alles, was du verlangst — soweit mein Gewissen es zuläßt.

Schone meinen Vater!

Das will ich — wenn ich kann.

Du, du kannst es! Die Geschwime, welche wir mit Unrecht befaßen, müßt du dem rechtmäßigen Eigentümer zurückerkennen, das versteht sich ja von selbst. Aber dann ist alles geschchehen, was er von uns verlangen kann. Die Nebenstände braucht er nicht zu erfahren, auf die hat er kein Recht.

Walter sann nach, ehe er sagte: Das wird möglich sein. Ich will suchen, eine Form zu finden, die ihn zufriedenstellen muß — ohne der Wahrheit offen ins Gesicht zu schlagen. Allein, wenn er Auskunft verlangt über das Ende seines Vaters, über dessen Verschwinden und dem gilt seine Nachforschung wohl mehr als dem Gelde, denn von diesem kann er schwerlich genauere Kenntniß haben: ein Geschäftsmann behält das für sich.

So sage ihm, daß sein Vater starb, und du sagst ihm die Wahrheit.

Ich will es thun. Aber noch Eines! Wenn er — nach der Aufklärung, die ich ihm gebe — um Sabinens Hand werben sollte, wenn er zugleich sich auszuweisen vermag, daß dem äußerlich nichts entgegensteht, wenn Sabine darin ihr Lebensglück fände glaubst du, Eva, daß wir unser Kind dem Sohne Jakobs van Luyken mit gutem Gewissen geben dürfen?

Frage mich nicht! sagte sie rasch. Es ist doch sonst dein Grundsatze, daß man nicht jede Möglichkeit der Zukunft aus-

zehr in Rumänien nicht als Fremde betrachtet werdet, sondern, daß Ihr Euch aller Rechte zu erfreuen habt, welche hier jeder Rumäne genießt. Die Dobrudschja ist groß genug, um Euch bei entsprechender Arbeit jederzeit eine Existenz zu sichern. Ich hoffe, daß Ihr Euch treu und anhänglich beweißen werdet.“ — Zu den Israeliten gewendet sprach der Minister: „Ich rede zu Euch im Namen des Fürsten Karl, unseres theilhaftigen Regenten. Ihr seit nunmehr weitgehender Rechte theilhaftig geworden, und wir betrachten Euch demgemäß nicht mehr als Fremde. Ich hoffe, daß Ihr Euch um das Vaterland Verdienste erwerben und hierdurch Europa beweisen werdet, daß Ihr der Emancipation würdig seid.“ Aus der Wahlurne sind hervorgegangen die Herren: M. Petrescu, J. Popovic, B. Cotirescu, (Rumänen), J. Kelsen, (Israelit), L. Mira, (Griech) und ein Bulgare. Nach erfolgter Verkündigung des Wahlergebnisses, wandte sich der hiesige Gouverneur, Herr Palabi, mit folgenden Worten an die versammelten Israeliten: „Ich bin fest überzeugt, daß Ihr Treue und Anhänglichkeit für den Thron und die Regierung Rumäniens zu allen Zeiten trenn bewahren und Eure Pflichten als rumänische Bürger immerdar gewissenhaft erfüllen werdet. Ich kann nicht umhin meiner Freude darüber Ausdruck zu geben, daß gerade unter meiner Regide zum ersten Male ein Israelit in Rumänien zu einer so wichtigen öffentlichen Stellung berufen worden ist. Verzeihen Sie diesen Tag als einen der denkwürdigsten für Ihre Glaubensgenossen.“

Ausland.

Deutschland.

Bukarest, 23. September.

(Bemühen über die Neuliberalen.) — Ein Wahlsieg der Nationalliberalen.) So richtig nun es auch sein mag, daß der Nationalliberalismus seine Aufgabe in dem Momente erfüllt hatte, in welchem der deutsche Nationalstaat geschaffen war und so sehr es auch im Interesse der weiteren Entwicklung Deutschlands gewesen wäre, wenn nunmehr der Liberalismus als erster Beweggrund des parlamentarischen Lebens ganz entschieden in den Vordergrund getreten wäre: so ist es doch leicht begreiflich, daß eine Partei, welche mit regem Eifer die Aufrechterhaltung der Verfassung des deutschen Reiches zum Zweck hatte, nach gekannter Arbeit nicht sofort die Rulle aus der Hand legen will. In den Augen jener Politiker, welche noch immer auf das national-liberale Evangelium schwören, gelten vielmehr die Männer der neuen Partei Ricket-Forkenbed eben nur als Secessionisten, welche durch ihre liberale Aengstlichkeit und durch ihre principielle Opposition gegen alle weiteren Kompromisse sich mit dem Reichstanzler verbinden und die ruhige Weiterentwicklung des Einheitsstaates gefährden könnten. Diese Anschauung hat denn auch Herr v. Bennigsen in der am 19. d. abgehaltenen Generalversammlung der hannoverschen Nationalliberalen entwickelt. Der Renor seiner gegen die neue liberale Partei gerichteten Ausführungen besteht in dem Satze, daß nur durch Kompromisse das Ideal der Nationalliberalen erreicht werden konnte und daß die historische Stellung Bismarcks, welcher dieses Ziel erreichen half, eine Macht bedeute, mit der man auch in Bezug auf Fragen der inneren Politik paktiren müsse, um dem deutschen Reichstanzler die gewohnte Klarheit und Sicherheit in der Behandlung der äußeren Fragen auch fernerhin zu ermöglichen. Gegen dem Vorwurf der neuen liberalen Partei, daß man in den kirchenpolitischen Fragen zu weit von der Richtung Falks abgewichen sei, bemerkte Bennigsen, daß ohne ein Kompromiß der Nationalliberalen mit der Regierung die Abweichungen jedenfalls noch weit größer geworden wären. Bennigsen befürchtet zwar, daß die liberalen Secessionisten der Fortschrittspartei in die Arme getrieben werden, ist aber doch vorsichtig genug, zu verlangen, daß man mit denselben in Fühlung bleibe. Allerdings will er gegen den Zolltarif nicht Sturm laufen, aber in Bezug auf die kirchenpolitische Frage, auf die Bewilligung neuer Steuern und die Schaffung parlamentarischer Garantien konstatirt Bennigsen eine principielle Uebereinstimmung mit der Partei Forkenbed-Ricket, deren Ziele er also theilt, ohne jedoch deren entschiedenes Vorgehen billigen zu wollen. Aus diesem Verhalten geht hervor, daß durch das Auftreten der Secessionisten die national-liberale Partei schon um der Wählerschaft willen genöthigt wurde, etwas mehr Farbe zu bekennen, und das ist immerhin ein politischer Gewinn, welchen die eifrigen Verfechter der Kompromisspolitik gewiß nicht auf ihre Verdienstsliste schreiben werden wollen.

Der erste Wahlgang, bei welchem die neue liberale Partei als selbstständig kandidirte Mandatsbewerber auftrat, hat zu ihren Ungunsten abgelaufen. Bei der am 20. d. stattgehabten Nachwahl eines Landtagsabgeordneten für die Stadt Magdeburg wurde nämlich der national-liberale Kandidat Listemann mit 251 Stimmen gewählt, während der von den Neulibe-

klügeln soll, um für jede den Entschluß fix und fertig in der Tasche zu tragen; und hier weißt du noch gar nicht, ob unser Gast der Sohn Jakobs van Luyken ist. Darum Sorge du nicht für den kommenden Morgen, Walter, ich meine, der heutige Tag hat schon seiner eigenen Sorgen genug. Mit diesen Worten verließ Eva das Zimmer.

Walter Greiff stand an den Tisch gelehnt; seine Züge verriethen, daß er den letzten Rath nicht befolgte, vielmehr mancherlei im Innern erwog oder verwarf, um gerüstet zu sein auf das, was kommen könnte. Da wurde leise an die Thür geklopft, und als er herein! rief, erschien der Vater, der mit bescheidener Verbeugung ihm entgegentrat.

Man sagte mir so eben, begann er, daß der Hausherr zurückgekehrt sei, da wolle ich als Gast des Hauses nicht zögern, seine Bekanntschaft zu machen.

Ich erkenne die Freundlichkeit, antwortete Walter; und so gestatten Sie mir wohl auch die Frage: wen das Haus als Gast beherbergt?

Mein Name ist Adrian van Luyken. Dabei heftete er auf jenen einen durchdringenden Blick.

Walter erwiderte den Blick mit vollkommener Ruhe, als er fortfuhr: Vielleicht ein Sohn Jakobs van Luyken?

Allerdings, verzeigte der Vater, Jakob van Luyken war mein Vater — und er mußte das Auge niedererschlagen.

So sind Sie wahrhaftig auch sein Erbe?

Sein einziger Erbe, gewiß, nach dem unlängst erfolgten Tode meiner Mutter, entgegnete Adrian mit steigender Bewunderung.

Dann erfreut mich's doppelt, Sie hier zu sehen, um Ihres Vaters Depositum endlich an Sie überweisen zu können.

Ein Depositum? Von einem solchen ist mir nichts bekannt.

Darin liegt glücklicherweise kein Anstand, sobald Sie sich nur als Erbe legitimiren können. Die Summe beträgt einundzwanzigttausend Thaler nebst fünf Procent Zinsen vom Tage der Hinterlegung bis heute. Das Ganze steht zu Ihrer Verfügung.

Aber erklären Sie mir wie hängt das zusammen?

Die Erklärung ist sehr einfach. Ihr Vater sprach hier

ralen und der Fortschrittspartei unterstützte Dr. Lasker mit 127 Stimmen erlegte. Doch ist dieses Ergebnis in einem Wahlorte wie Magdeburg, wo der regierungsfremde Nationalliberalismus seit jeher einen guten Boden fand, umso weniger als eine empfindliche Niederlage der Partei Ricket-Forkenbed anzufassen, als der Gegenkandidat Laskers eine in Magdeburg allgemein beliebte Persönlichkeit ist und über sehr viel lokale Sympathien verfügt, während Lasker durch sein ganzes Wesen wenig geeignet erscheint, sich einen persönlichen Anhang zu verschaffen.

Oesterreich-Ungarn.

Bukarest, 23. Septbr.

(Nachklänge zur galizischen Kaiserreise. — Reaktion gegen die Deutschenhege in Ungarn. — Parlamentarität.) Ein recht ekkantantes Beispiel einer Unvergleichlichkeit, mit welcher die Liberalisten, nicht zufrieden mit der Unterstützung des Grafen Taaffe, auch die Person des allerhöchsten Kaisers Franz Josef in das Getriebe ihres unläubigen politischen Egoismus einzubeziehen suchen, wird vom Krakaner „Gaz“ geliefert. Dieser behauptet nämlich, daß die Kaiserreise das Werk des Ministers Taaffe gewesen sei, der alle derselben gegenüberstehenden Hindernisse beseitigte und durch den dabei erzielten Erfolg auch den Bestand seines Kabinetts gesichert habe. — Was nun die Hindernisse anbelangt, welche sich der galizischen Kaiserreise entgegenstellten, so bestanden diese unseres Wissens im Wesentlichen darin, daß man eben fürchtete, die Kaiserreise könne als ein politisches Agitationsmittel der Regierung Taaffe aufgefaßt werden, in welchem Falle natürlich ein lebhafter Protest der Ruthenen gegen das derzeitige politische Regimentsystem zu erwarten stand. Erst als von hochoffizieller Seite wiederholt die Versicherung gegeben wurde, daß der Monarch sich anlässlich der Manöver in Galizien eben nur über die Verhältnisse dieses Kronlandes aus eigener Erfahrung zu unterrichten wünsche, kam man von Seite der Ruthenen auch von dem Plane einer Demonstration ab, dessen Spitze sich natürlich nur gegen die Polen gerichtet hätte. Nachdem nun aber Ruthenen und Polen während der ganzen Kaiserreise in Beweisen ihrer Loyalität gewetteifert haben, ist es eine Nothwendigkeit ohne Gleichen, wenn der „Gaz“ behauptet, daß der Besuch des Monarchen in Galizien nur den Zweck hatte, die im gegenwärtigen Momente hervorragende Stellung der Polen im österreichischen Staate zu manifestiren. Gegen eine solche perfide Taktik, selbst die edelsten Absichten eines für das Wohl seiner Unterthanen so unermüdblich thätigen Fürsten zu Parze zu wecken auszubilden, kämpft eine anständige Publicität leider vergeblich an, und wäre es wohl Sache derselben Officiösen, welche früher so energisch jede politische Nebenabsicht der Kaiserreise in Abrede gestellt haben, dem „Gaz“ das Ungehörige seiner nachträglichen Auslegungen klar zu machen. — Ein nicht uninteressantes Streiflicht auf die Stimmungen, welche die galizische Kaiserreise in manchen Kreisen erregte, wird durch ein in politischen Handwerkerkreisen circulirendes Gedicht an den Kaiser geworfen, dessen letzte Strophen also lauten: „Wenn Dein Ruhmesgestirn Dich nach Kupland führt, laß uns verlorene Posten beziehen, Thermophyllen dienste leisten und aus unseren Leichen Brücken für Kanonen herstellen; unser Tobeschrei wird lauten: Gott segne Polen und der Kaiser: es lebe unser König, Oesterreichs Imperator!“

Der Beschluß der Bester Gemeindevertretung bezüglich des deutschen Theaters hat wenigstens das Gute zur Folge gehabt, daß sich die Intelligenz der magyarischen Nation ganz offen und unumwunden gegen jenen Akt des Chauvinismus aussprach, welcher dem deutschen Theater eine Stätte in der königlichen Residenz verweigerte. So hat Daniel Franji die Anfrage eines Interviewers, was er wohl von gegenwärtigen Stände der Theaterfrage halte, mit nachfolgenden beherzigenswerthen Sätzen geantwortet: „Ich kann den die Koncessionierung des deutschen Theaters ablehnenden Beschluß der hauptstädtischen Generalversammlung nicht billigen: 1. weil ich nicht daran glaube, daß es jemals möglich sei, die deutsche Nationalität könne die ungarische absorbiren. Am allerwenigsten kann sich eine solche Ueberwindung durch den Bestand eines deutschen Theaters in der Wollgasse vollziehen. 2. Weil ich es für eine Ungerechtigkeit und Mißthat halte, daß eine Hauptstadt eine Privatgesellschaft, die sie nicht subventionirt, überhaupt zurückweist. 3. Weil der in Rede stehende Beschluß im Sinne des Nationalitäten-Gesetzes ungesetzlich ist.“ Daniel Franji schloß mit den Worten: „Ich weiß, daß ich diese Meinung in gewissen Kreisen unpopulär ist, aber ich habe meine Ueberzeugung nie verheimlicht! — Derselbe Standpunkt, den Daniel Franji zu Gunsten der deutschen Sprache in der Theaterangelegenheit einnimmt, wurde von Ludwig Rebay, Ladislav Begeßis und Adar Molnar vertheidigt, als im reformirten General-Konvent die Frage der Belassung der deutschen Sprache

vor bei seinem alten Freunde Robert Mansfeld und ließ in dessen Händen die Summe von einundzwanzigttausend Thalern. Ein Bevollmächtigter aber, dem mein Schwiegervater das Geld auszuliefern hatte, erschien nicht. Jetzt erscheinen Sie als der Erbe, da ist also die Sache abgemacht.

Ich besitze kein schriftliches Dokument irgend einer Art. Meinen bedarf's auch nicht: Ihre Person erseht das.

Alein Zinsen sind doch schwerlich vorher bedungen worden.

Das Geld lag nicht nutzlos, es hat gearbeitet. Da verstellen sich die Zinsen von selbst.

Nun wahrhaftig, die seltsamste Ueberraschung, welche ich am allerwenigsten erwarten konnte. Aber nachdem wir auf diese Weise in Verbindung getreten sind, erlauben sie mir wohl, daß ich mich ganz offen aussprechen darf, um ihnen den Grund meiner heftigen Anwesenheit zu erklären.

Ich bitte darum und werde ein aufmerksamer Zuhörer sein.

Der Faden knüpft sich an in der Vergangenheit. Mein Vater, den Handelsverbindungen nach Mexiko führten, hatte sich dort verheirathet — mit einer Eingeborenen spanischer Abkunft. Ich muß leider, um Späteres zu erklären, gleich vorausschicken, daß es mehr eine Verbindung der Glücksgüter als des Herzens war. Das einzige Kind dieser Ehe bin ich. Im elterlichen Hause konnte für meine Erziehung wenig geschehen, so suchte man mich schon in früher Jugend nach Deutschland zu Verwandten, und es wurde nichts dagegen eingewandt, als diese nach einigen Jahren vorschlugen, mich zum Vater ausbilden zu lassen, da ich für den Kaufmannsstand weder Neigung noch Geschick zeigte; die Kosten meiner Erziehung waren auf das bescheidene Amsterdamer Handlungshaus ein für allemal angewiesen. Uebrigens, mein eigener Herr zu sein, betrat ich die Bahn der Kunst mit Ernst und Ausdauer — ich hoffe, auch mit einigem Erfolg. Meinen Vater, der öfter nach Europa zu reisen pflegte, wenn die Geschäfte seine Anwesenheit zu Amsterdam erforderten, habe ich nicht gekannt, in den seltenen Briefen der Mutter wurde er niemals erwähnt. Meine Mutter starb vor kurzem, sie hatte sich bald nach dem Tode des Vaters zum zweiten Mal verheirathet, aber auch

als obligatorischer Gegenstand am reformirten Gymnasium zur Debatte kam. Selbst Ludwig Moscar, dem man doch gegenüber dem Deutschthum keine besondere Toleranz vorwerfen kann, wußte als Motiv für die Auflassung des deutschen Sprachunterrichts nur die geringen Lehrerfolge und ferners den Unlust, daß er im Unterrichte in der deutschen Sprache einen Ausdruck der Reichsgemeinschaft erblicke. Solchen Anschauungen gegenüber wäre es freilich gerechtfertigt, wenn man die Forderung der Wiener „Deutschen Zeitung“ berücksichtigen und die Uebersetzungen magyarischer Theaterstücke von der Wiener Bühne ausschließen würde. Andererseits wäre es aber doch ungerecht, für den Wahnsinn einiger Papirapatrioten die ganze magyarische Nation verantwortlich machen zu wollen. Früher oder später wird sich ja doch die bessere Einsicht Bahn brechen.

Das ungarische Abgeordnetenhaus hält am 25. d. seine erste Sitzung nach den Ferien ab. Was aus dem Parteilieben der Westhälfte Oesterreichs verläutet, bestätigt nur unsere gestern ausgesprochene Anschauung, daß man innerhalb der Verfassungspartei zur Einsicht gekommen sei, daß nur auf dem Wege einer Verzichtleistung auf kleinliche Fraktionsunterschiede die liberale Partei jenen Einfluß wieder erringen könne, dessen sie bedarf, um Oesterreich auf dem Wege der Verfassungspartei wieder auf dem Boden der reichseinheitlichen, verfassungsmäßigen Entwicklung zurückzuführen. Väst sich nicht leugnen, daß die fraktionelle Zerfahrenheit der Verfassungspartei Schuld an der heutigen Situation trug, so kann man andererseits wieder behaupten, daß die Verfassungspartei dem System Taaffe dafür Dank wissen muß, daß es ihr die Nothwendigkeit einer geschlossenen Parteiorganisation erkennen ließ. Und in dieser Erkenntniß begrüßt selbst die von officiösen Anwandlungen nicht freie „Bohemia“ die Rede Sturm's beim Brünner Parteitage mit Verwunderung und hebt den erfreulichen Gegensatz zwischen dem jenen Radikalen hervor, welche die leidigen Fraktions-Schwierigkeiten heute noch verschärfen wollen. Welche Elemente, jagt die „Bohemia“, die heutige Situation angebahnt haben, ob diejenigen, die zu wenig Energie entwickelt haben — das ist eine Frage, deren Erörterung heute schon behalft unterlassen bleibe, weil sie die Situation nur verschlimmern könnte.

Frankreich.

Budapest, 23. September.

(Gambetta und die Ministerkrisis.) Wer die energische Haltung der „Republique française“ noch von jener nicht allzu fernem Zeit her im Gedächtniß hat, in welcher Gambetta die griechisch-türkische Grenzfrage als eine passende Gelegenheit zur Eroberung von Lorbeeren auf dem Gebiete der äußeren Politik benützen zu können glaubte, der wird sich vielleicht über die assenartige Geschwinnigkeit wundern, mit welcher eben dieselbe „Republique française“ erklärt, daß die letzte Ministerkrisis bloß durch Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Ausführung der Märzdekrete hervorgerufen wurde, und sei in deren ganzem Verlaufe an Freycinet kein Ansehen gestellt worden, von seiner klugen, friedlichen und reservirten Politik abzulassen. Doch lieg, der Grund, welcher das Organ Gambettas zu dieser Verheimlichung der Freycinet'schen Friedenspolitik veranlaßt, allzu durchsichtig an der Oberfläche des öffentlichen Lebens in Frankreich zu Tage, als daß man nicht erkennen sollte, daß Herr Gambetta ebenjowohl wie seine Organe in diesem Falle aus der Noth eine Tugend machen. Denn mag auch die Zahl Jener, welche an der Nachgiebigkeit des früheren Ministerpräsidenten gegenüber den Kongregationen Anstoß nahmen, noch so groß gewesen sei; darüber ist kein Zweifel, daß selbst viele der engeren Freunde Gambettas sich unbedingt für die Anschauung Freycinet's bezüglich der Ausführung der Märzdekrete ausgesprochen haben würden, wenn ihnen eben nur die Wahl zwischen dieser und einem aktionslustigen, beziehungsweise kriegerischen Ministerium freigestanden hätte. Gambetta ist aber nicht der Mann, um die öffentliche Stimmung unbedacht zu lassen. Er wollte Freycinet, weil dieser seine äußere Politik nicht nach seinem Geschnack einrichtete; nachdem aber der mit seiner Cherbourger Rede angestreckte Fühler in der Bevölkerung durchaus keinen Beifall fand, mußte der Ex-diktator von Tours wohl zur Ueberzeugung kommen, daß es zwar in seiner Macht lag, Freycinet zu stützen, daß er aber trotzdem nicht im Stande sei, die Franzosen für eine Revanchepolitik wenn auch nur auf Umwegen zu begeistern. Hatte ja selbst der „Rappel“, das Organ der radikalen Republikaner erklärt, daß die äußere Politik Freycinet's aufrecht erhalten bleiben müsse, daß Frankreich den Frieden wolle und auch haben müsse. Wollte sich daher Gambetta nicht den linken Flügel der Republikaner ebenso zum Feinde machen, wie er durch sein Vorgehen gegen Freycinet einen großen Theil der gemäßigten Republikaner sich bereits entfremdet hatte, so war er genöthigt, gute Miene zum unangenehmen

diese Ehe war nicht von langer Dauer gewesen; die Hinterlassenschaft der kaum Sechzigjährigen gelangte in meinen Besitz, und ich fand da viele Briefe des Vaters meist geschäftlichen Inhalts; der letzte war aus Amsterdam im Anfang des Juli 1841 geschrieben. Er enthielt Klagen über die beschwerliche Zunahme seines alten Leidens mit dem Beifall, daß die nächstbevorstehende Geschäftsreise ihm Gelegenheit geben werde, den bewährten ärztlichen Rath seines alten Freundes Robert Mansfeld in Anspruch zu nehmen. Auf Grund dieses Briefes forschte ich weiter nach und vernahm, daß er von der erwähnten Reise nicht nach Amsterdam zurückgekehrt sei; dort hatte man vermuthet, er habe sich anderswo direkt nach Amerika eingeschifft. Gelegentliche Fragen bei meiner Mutter blieben unbeantwortet; sie hatte Vollmacht für die Dauer seiner Abwesenheit, welche geschäftlich ausreichten, und damit begnügte man sich. Meine Mutter selbst scheint dem Verbleiben ihres Vaters nicht oder doch nicht ernstlich nachgedacht zu haben; um so mehr hielt ich dies jetzt für meine Pflicht. Der Name Robert Mansfeld war in Amsterdam bekannt, so wurde mir's leicht, hier nach dem Heidehof den Weg zu finden. Ihre eben vernommene Mittheilung gibt mir zunächst große Verwunderung. Nur noch eine Frage: Wissen Sie, was aus meinem Vater geworden ist — ob er starb, wie ich annehmen muß, da Sie nach seinem Erben fragten?

Die Verwunderung ist richtig: Jakob van Nuyken starb, sagte Walter mit gepreßter Stimme.
D, dann wissen Sie mir auch zu sagen, wo sein Tod erfolgte?
Allerdings, hier im Hause.
Über wo ist sein Grab?
Walter wurde blaß. Dann sagte er so ruhig es ihm möglich war: In jenem Zimmer! Seine Hand wies nach einer Seitenthür.

Adrian fuhr entsezt auf. In jenem Zimmer, sagen Sie? Und was war der Grund einer solchen Bestattung?

(Schluß folgt.)

Spieler zu machen und seinen Freund Challeme-Lacour, welcher unmittelbar nach dem Rücktritt Freycinet's aus dessen Nachfolger genannt worden war, für einen seinen persönlichen Neigungen günstigeren Zeitpunkt aufzusparen. Barthélemy St. Hilaire, welcher in unserem heutigen Telegramm als neuer Minister des Aeußeren genannt wird, gehört keineswegs zur Schule Gambettas, und wird, wenn er anders genug Festigkeit besitzt, kaum etwas unternehmen, wodurch die in einem Londoner Telegramme des „Berliner Tageblatt“ hervorgehobenen Befürchtungen über die Tragweite der Ministerkrisis nach Außen hin gerechtfertigt werden könnten. Uebrigens wird man dem neuen Kabinete nicht allein von Seite der Anhänger Freycinet's, sondern auch von Seite der radikalen und der sozialistischen Partei scharf auf die Finger sehen, und ist es auch nach den jüngsten Erfahrungen den Organen der äußersten Linken gar nicht zu verargen, wenn sie verlangen, Gambetta solle, nachdem er doch Minister ein- und abgeht, endlich einmal auch die Verantwortung für die Regierung übernehmen. Ihm wird er es freilich nicht. Denn bei den vielfachen Schattierungen des französischen Parteilbens ist das Amt eines Ministerpräsidenten unter allen Umständen ein äußerst ligliches zu nennen und Gambetta wäre nicht der ehrgeizige Schlangkopf, der er ist, wenn er ein eines Ministerpräsidenten willen seine Popularität der Gefahr einer Abnützung aussetzen und sich hierdurch die Ansicht auf den Präsidentenstuhl der Republik verwerben wollte. Er ist eben kein Freund der Verantwortlichkeit und liebt es daher, alle mit Verantwortlichkeit verbundenen Geschäfte durch gute Freunde oder durch Strohmänner verrichten zu lassen.

Italien.

Budapest, 23. September.

(Das neueste Grünbuch.) dessen Aufgabe doch in erster Linie darin bestehen sollte, das Parlament und die Bevölkerung über die Pläne der officiellen äußeren Politik aufzuklären, rechtfertigt nach seinem Inhalte den Vorwurf Crispi's, daß Italien überhaupt gar keine äußere Politik habe. Denn so mannigfaltig auch die Fragen sind, welche in dieser über mehrere Ministerien sich erstreckenden Dokumentensammlung behandelt werden: überall blickt der Grundzug der italienischen Politik hindurch, sich unter Verzichtleistung auf jedwede eigene Initiative den fertigen Plänen der anderen Mächte anzuschließen. Bei jeder Einzelheit instruirte der jeweilige Minister des Aeußeren seine Vorkämpfer dahin, sie sollen sich umhören, was die anderen Mächte denken, und wenn die letzteren sich geneigt haben, schließlich sich Italien ihren Ideen an. Tritt einmal hier und da eine Abweichung von dieser passiven Politik auf, so wird sie bald wieder rückgängig gemacht; im Juni 1879 z. B. schlug die italienische Regierung selbstständig eine türkisch-griechische Grenzlinie vor, aber als Waddington später mit seinem bekannten Berichtigungsprojekt heranstret, acceptirte Cairoli das letztere ohne weiteren Vorbehalt als den, daß die anderen Großmächte über dasselbe einverstanden seien. Diese Art und Weise äußere Politik zu machen, ohne sich dabei selbst bloßzustellen oder etwa gar unangenehmen Konflikten auszuliefern, ist zwar nicht neu, aber sie hat Italien schon mancherlei Vortheile gebracht und empfiehlt sich jedenfalls als weit praktischer, wie jener chavivini'sche Großwahn, welcher Italien nur der Anreizungseligste Einzelner willen in unabsehbare Zwistigkeiten zu stürzen droht. Dieser Politik zu Folge ist es auch selbstverständlich, wenn Italien auch derzeit die Anschlussfrage als noch nicht spruchreif betrachtet und sich vorläufig nur auf das Auswachen bezüglich der Chancen einer späteren definitiven Entscheidung verlegt.

Belgien.

Budapest, 23. September.

(Ueber die neuesten Enthüllungen des Erzbischofs Dumont) wird der „N. fr. Presse“ geschrieben: Der belgische Episcopat weiß nicht mehr, wie er sich gegen den seines Amtes entsetzten Dumont schiken kann. Derselbe hat geschworen seine Kollegen zu entlarven, und er hielt Wort. Kaum hatte dieser Tage ein kirchliches Blatt die Bemerkung veröffentlicht, der genannte Prälat hätte bereits in seiner am 26. Februar 1877 zu Charlevoix gehaltenen Rede Belege für seine Geistesfestigkeit geliefert, so verendet jetzt Dumont eine photographische Abbildung der Visitenkarte des verstorbenen Mgr. Montpellier und die mit Poststempel und Postkarte versehenen Briefstücken, wodurch der ehemalige Bischof von Lüttich am 27. Februar Dumont zu der betreffenden Rede beglückwünschte und ihm Bravo, Bravissimo zurief, indem er hinzusetzte, Dumont hätte ganz aus seinem Berze gesprochen. Neben diesem Faktum ist ein Artikel der Tribune de Mons abgedruckt, der vom Sekretär des Erzbischofs unterzeichnet ist und worin es am Schlusse heißt: „Wir haben zahlreiche Dokumente des Altentistes Dumont's photographiren lassen, damit wenigstens dessen Gegner soviel Schandgefühl bekommen, ihre eigene Schrift nicht zu verleugnen, und um sie zu überzeugen, daß fortan verbrecherische Attentate, um Pecuni und seine Anhänger vor der Strafe, welche ihrer harzt, zu schützen, ganz unnütz sein werden. Geung denn der unfruchtbaren Polemik! Die Stunde der Schmach, der Ausstellung, des Schandpfeils und des Schimpfes hat geschlagen! Jedem ist fürder sein Platz angewiesen: den legitimen Bischöfen in ihren Kathedralen, den Erbrechern der Schöffen der Bagno.“ Sind das nicht lustige Ansichten für die belgischen Krummstabträger?

Der Orient.

Budapest, 23. September.

Nach den heutigen Telegrammen war die Meldung der „Agence Havas“, daß die Albanesen Dulcigno besetzt hätten, eine von jenen Enten, auf deren Ausbringung sich das genannte Bureau in neuester Zeit mit stamenswerthem Eifer verlegt. Uebrigens ist die „Agence Havas“ im vorliegenden Falle von einem Theile der Verantwortlichkeit freigesprochen, nachdem von montenegrinischer Seite in letzter Zeit das Mögliche geschah, die Gefahr eines bewaffneten Zusammenstoßes recht grell darzustellen. Da jedoch dergest die Antwort Niza Paschas auf die Anforderung des Admirals Seymour, die sofortige Uebergabe Dulcignos betreffend, noch ausständig ist, so liegt ein erster Konflikt zwischen den anrückenden Montenegrinern und den in der Nähe von Dulcigno lagernden Albanesen noch durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit. Allen Anschein nach war Mustafa in der letzten Zeit bemüht, einen solchen Konflikt wirklich herbeizuführen und auf diese Weise die Mächte zu einem Vorgehen gegen Dulcigno zu veranlassen, das allenfalls den Ausgangspunkt weiterer Verwickelungen abgeben konnte.

Lokal- und Distrikts-Nachrichten.

Budapest, 23. September.

(Personalnachrichten.) Der Minister des Aeußeren, Herr Boerescu, dürfte erst im Laufe der nächsten Woche hier eintreffen. — Laut Mittheilung der „N. A.“ ist der diplomatische Agent der Vereinigten

Staaten von Nordamerika, Herr Eugen Schuyler, in Budapest angekommen und dürfte nunmehr auch die Umwandlung der Agentur in eine Legation baldigst erfolgen. — Der ehemalige Minister und gegenwärtige Deputirte, Herr Jomescu, welcher eine längere Reise nach dem Auslande unternommen hatte, ist wieder in der Hauptstadt eingetroffen.

(Proceß Scarvulis.) Der Proceß gegen den Griechen Scarvulis in Braila, welcher angeklagt ist, seine eigene fünfzehnjährige Tochter mißbraucht und dieselbe mehrere Jahre hindurch in einer finsternen feuchten Kammer verborgen gehalten zu haben, bis sie nahezu blödsinnig wurde, dieser Proceß kommt am 27. d. M. zur Verhandlung. Die in Braila und Galatz ankommenden Griechen sollen unter sich 4000 Fres. eingekamelt haben, um für den Angeklagten einen tüchtigen Verteidiger zu engagieren.

(Meinra.) Gegen das Urtheil des Tribunals zu Braila, welches die der Entlohnung von 30.000 Fres. aus dem dortigen Postamt überweisen beiden jungen Leute zu sieben Monaten Gefängniß verurtheilt hatte, ist seitens des Generaldirektors der Postämter die Berufung angemeldet worden. Derselbe findet nämlich dieses Strafausmaß viel zu gering im Verhältnis zu der Größe des Verbrechens und nimmt — wohl nicht im Unrecht — an, daß solche ungerechtfertigte Milde weit eher geeignet sei zu ähnlichen Thaten anzuspornen, statt von denselben abzuwehren.

(Städtische Arbeiten.) Die von uns zu wiederholten Malen geäußerte Langsamkeit, mit welcher die Neuflasterung gewisser Straßen betrieben wird, rücht sich nun in empfindlicher Weise, da durch den erfolgten Eintritt des schlechten Wetters dieselben völlig unpraktisch geworden sind. Dem Gemeinderath mag dies vielleicht recht gleichgültig sein, keineswegs aber den Bewohnern jener Straßen, welche durch die angeordnete Kalamität in fühlbarer Weise geschädigt werden.

(Geburts- und Mortalitätsstatistik.) In Budapest sind innerhalb des Zeitraumes vom 12.—18. d. M. 53 Knaben und 50 Mädchen, zusammen 103 Kinder, worunter 19 illegitim, geboren worden. Verstorben sind in der gleichen Zeitperiode 67 männliche und 49 weibliche, im Ganzen 96 Individuen. Die hauptsächlichsten Todesursachen waren Lungentränkheiten und Unterleibsleiden.

(Neue Kaserne.) Vorgelesen wurde die bei Compulsung neu erbaute Kaserne für die Dorobanzen im Weisheit der Distriktsbehörden und zahlreicher Notabilitäten, welche durch namhafte Spenden den Bau hatten fördern helfen, eingeweiht. Nach der Feierlichkeit fand ein Bankett statt, bei welchem Toaste auf den Fürsten, sowie auf die Regierung ausgesprochen wurden.

(Konzert Weis.) Das für heute angelegt gewesene Theaterkonzert mußte in Folge der Erkrankung einer mitwirkenden Sängerin auf die nächste Woche verschoben werden.

(Med. Dr. Kaspar Singer) hält sich anlässlich einer Studienreise nach dem Orient längere Zeit in Budapest auf. Der Zweck der Reise dieses rühmlichst bekannten Spezialisten auf dem Gebiete der Hautkrankheiten und der sexuellen Krankheitsformen besteht in der Erforschung der änderen Bedingungen, unter welchen einzelne in ihrer Entstehung noch nicht hinlänglich bekannte Erkrankungen von contagiösem Charakter sich zu der Form ihres gegenwärtigen Auftretens entwickeln konnten. Herr Dr. Singer, welcher mit zahlreichen Empfehlungsschreiben wissenschaftlicher und sozialer Größen versehen ist, wurde von der hiesigen Behörde in der entgegenkommendsten Weise jede Unterstützung behufs Förderung seiner wissenschaftlichen Forschungen zu Theil.

Bunte Chronik.

(Erkrankung des deutschen Kaisers.) Zu der Nachricht Kaiser Wilhelm sei erkrankt, bringt ein Telegramm vom 20. d. die beruhigende Meldung, daß das Unwohlsein des Kaisers zu keinen Besorgnissen Anlaß gebe und daß es sich dabei nur um die Folgen einer leichten bei den Manövern zugezogenen Erkältung handle.

(Römische Nationalfeier.) Anlässlich der zehnjährigen Gedächtnisfeier der Okkupation Roms wird uns von dort gemeldet: „Der Verlauf des Festes war ein imposanter. Der officiële Festzug bewegte sich vom Kapitol nach dem Grabmal des Emmanuels im Pantheon und darauf nach der Stelle an der Porta Pia, wo die Befreiung geschehen worden und jetzt eine Tafel prangt. Den Ministerial-Behörden, welche in den prachtvollen alterthümlichen Kutschen der städtischen Senatoren saßen, folgten alle Minister, die Präsidenten und Vice-Präsidenten der beiden Kammern, die Großwürdenträger des Staates, zahlreiche Vertreter der Arme, die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden. Den Zug schloß eine große Anzahl von Arbeiter- und politischen Vereinen Roms und anderer Städte. Der Andrang der Menge war ungeheuer, der Enthusiasmus großartig.“

(Aus Buenos Ayres) wird ein neuer Staatsstreich gemeldet: Die National-Truppen drangen am 21. August in die Provinzial-Kammern, vertrieben die Abgeordneten mit dem Bajonet, besetzten die Thüren mit doppeltten Wachenposten und schlossen die Legislatur auf Befehl der National-Regierung. Eine große Menschenmenge versammelte sich in der Calle Peru, aber Aufhebungen fanden nicht statt. Die Senatoren und Abgeordneten verfügten sich nach dem Stadthause, wofelbst sie eine Sitzung hielten und ein Manifest an das Volk erließen, das jedoch irgend eine öffentliche Kundgebung hervorgerufen verfehlte. Präsident Avellanada sendete später die Schlüssel der Kammer an den Gouverneur Moreno, der ihre Annahme verweigerte. General Guffillo, der nationale „Interventor“, hat die vollständige Gewalt in der Stadt und Provinz in seine Hände genommen und sein Bureau in dem Provinzial-Regierungsgebäude etablirt. Gouverneur Moreno und seine Minister haben noch nicht ihre Demission gegeben, es wird dies aber erwartet.

(Der Papst und die Modistin.) Wie die römischen Blätter melden, herrscht jetzt in den kirchlichen Kreisen der Ewigen Stadt eine kleine Verwirrung gegen den Papst, weil derselbe den Trouseaux, den er der neugeborenen spanischen Infantin zum Geschenk gemacht hat, bei derselben Modistin (Madame Salvi) anfertigen ließ, welche auch die Hof-Modistin der Königin Margherita ist und überdies für die Cattinien der radikalen und jumeist abentheuerlichen italienischen Minister Arbeit liefert. Aber nicht nur dies allein, sondern der Papst hat sich sogar herbeigelassen, Madame Salvi in seinen Gemächern zu empfangen, sich darselbst längere Zeit mit ihr zu unterhalten und ihr schließlich beim Weggehen sogar seinen Segen zu ertheilen.

(Ein seltsamer Jagdnasfall) wird uns aus der Semmering-Station Breitenstein gemeldet. Darselbst ereignete sich das Unglück, daß ein Jäger auf der Birsch eine Hirschkuh anschoß, dieselbe aber schlecht traf, infolge dessen sich das verwundete Thier „hellte“. Der Jäger wollte nun der gegen ihn losstürzenden Hirschkuh mit einem Kolbenhieb den Garaus machen, vergaß aber hiebei, daß noch ein zweiter Schuß im Laufe stehe. Er drehte das Gewehr, das sich, während er nach dem Thiere schlug, in so unglücklicher Weise entlad, daß der Jäger, in die Bauchgegend tödtlich getroffen, zusammenbrach.

(Mit Gladstone.) Die jüngste Tochter des englischen Premier's, Miss Helene Gladstone, gibt der jungen Damewelt Englands eben ein sehr beherzigenswerthes Beispiel. Sie hat kürzlich die Prüfungen abgelegt und kehrt nun in das Veronham-College zurück, wo sie studirt, um die Stelle einer Sekretärin zu übernehmen. Die Tochter des Premierministers als Unterworfte einer Pensionats! Das kleine Ereigniß wird große Sensation unter den jungen Damen machen; es erhört aber auch die Stellung der armen Pensionats-Damen, und es wäre nicht so Abel, wenn auch die Tochter reich. Konfuzius eufehen lernten, daß sie, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, thun können, was die Tochter eines ersten Ministers thut.

(Eine aufregende Bahnhofs-scene) hat sich in den sächsischen Dörfern bei Weis abgelspielt. Es war um die Feierabendstunde, wo Alles nach Hause eilte, und viele Menschen aus den verschiedensten Ständen barsten des Moments, in dem das Eisengitter am Bahngelände wieder aufhellen würde. Schon bog der Zug ruhend und tendend im den Marinsberg heran, und die Lokomotive wurde sichtbar; da plötzlich ertönt ein Aufschrei der verammelten Menge. Dort mitten auf den Schienen steht ruhig und unbeweglich ein kaum dreijähriger Bieder

seiner Junge! Wie und woher er dahin gekommen sein mochte, ist Allen unbegreiflich; vielleicht war er neben den Eisenstangen durchgetreten oder von der Brücke aus auf das Geleis geschlüpft. Mit Blitzschnelle stürzte sich ein Bahndienstleister auf das Kind, hob es in seine Arme auf, that einen Schritt und — o Schreden! — stürzte selbst mit dem Knaben auf die Schienen nieder! Der Zug aber raste über die Brücke daher, seine Schande, und er mußte zur Stelle sein. Der Mann hat nicht Zeit zum Aufstehen; mit großer Geistesgegenwart wälzt er sich und das Kind durch einen einzigen Schwingen hinüber an die Barriere und erst, während hinter ihm das dampfende Ungethüm vorüber donnert, steht er auf, hebt den Knaben hinüber auf die Straße, stäubt sich ab und eilt schnellen Schrittes dem Bahnhofs zu. Noch haben die Eltern des glücklich geretteten Kindes nicht erfahren können, wer der Brave gewesen ist.

(Bruder mord.) In Wien hat der Arbeiter Franz Brana seinen jüngeren Bruder erschoten. Als Ursache wird angegeben, daß letzterer seinen älteren Bruder vorwärtig über dessen lothernen Lebenswandel gemacht hatte, woraus sich ein Streit entspann, in dessen Verlaufe die greulichste Unthat erfolgte.

(Literarisches.) Vom „Deutschen Familienblatte“ (Verlag von J. H. Schöner in Berlin, welchem es jenseitig vermöge seines ansprechenden Inhaltes als auch seiner wirklich reizenden Illustrationen in verhältnismäßig kurzer Zeit gelang, sich Eingang in den deutschen Leserkreis zu verschaffen, liegt uns das 10. Monatsheft vor. Es bringt folgende Aufsätze: Luchardt und Söhne, Roman von E. Lemel. — Der Steppenfürst, Novelle von J. Schiffhorn. — Umitta, Novelle von Guida. — Das Ende vom Liede, eine Skizze von Erich Samber. — Vom Wiener Schützenfeste. — Gläserne Eisenbahnschwellen. — Die Jubiläumstadt Steyer in Oberösterreich. — Drei Helden der Wissenschaft. — Die Pflege des Kindes; I. Geburde Witz. — Zum Mittelbader Jubiläum. — Das Kriegerdental auf dem Marienberg bei Brannenburg. — Ferdinand Gebra. — Das bedrängte Teufel. — Charakterköpfe der Republik III. Louis Gambetta. — Ein Ungethüm der modernen Schiffsbaukunst. — Die Bismarcks im Kirchenbann. — Neue Entdeckungen und Verbesserungen im Pianoerbaue. — Der Wirtschaftskrieg. — Auser Gefahr — ein buntes Allerlei: Bänderwerke. — Kunstblätter in Holzschnitt enthält es: Studienkopf. — Auf der Schaukel. — Auf der Däne. — Auser Gefahr. — Die drei Philosophen.

Der Volksmirth.

(Die finanzielle Situation des rumän. Tabakmonopols) stellt sich nach einer aus officiellen Quellen geschöpften Nachricht des „Circulul financiar“ für das 1. Halbjahr 1880 wie folgt:

1. Halbjahr 1878	Bei noi
1879	10,512,147
1880	10,040,269
	11,900,680

Es wurden daher im 1. Halbjahr 1880 um 1,088,488 Lei noi mehr als im Jahre 1878 und um 1,860,361 Lei noi mehr als im Jahre 1879 eingenommen, wobei eine Netto-Einnahme, nach Abzug der Spesen, von 7,794,988 Lei noi resultirt. Nach dem bestehenden Kontrakte mit der früheren Regierungverwaltung wären für das erste Halbjahr an den Staat Lei noi 4,806,000 zu zahlen gewesen, wogegen als Gesellschaftsanteil 2,988,988 Lei noi Gewinn verblichen wären, welche letztere Summe heute gleichfalls dem Staate zufällt.

Die Spesen der Verwaltung vertheilen sich wie folgt:	
Ausstattungsstellen des Tabaks	Bei noi 1,995,764
Fabrikation	364,439
Den Unterverkäufern zugestandene Begünstigung	1,373,280
Auswärtige Verwaltung	83,032
Centralverwaltung	124,289
Diverse	28,462
Grenzwachsen	136,424

In Summa Lei noi 4,105,640

Diese Ziffern, besonders die exakte Mehreinnahme von 3 Millionen Lei noi, sprechen besser als die langatmigsten Verteidigungsartikel für die auch von uns vertretene Ansicht, daß der rum. Staat sehr richtig handelte, als er die Auflösung des mit der früheren Regierungverwaltung geschlossenen Kontraktes beschloß und durchführte.

Original-Telegramme

des „Budapester Tagblatt“.

Paris, 22. Septbr., 8 Uhr Abends. Das Cabinet ist jetzt definitiv folgendermaßen zusammengesetzt. Jules Ferry, Minister-Präsident und öffentlicher Unterricht. Barthélemy St. Hilaire, Aeußeres, Vice-Admiral Clace, Marine, Sade Carnot, öffentliche Arbeiten. Die übrigen Minister behalten ihre Portefeuilles bei.

Cettigne, 22. Septbr. Die Montenegriner, durch irgend eine Nacht ermuthigt, rüden auf Dulcigno vor.

Magusa, 22. Septbr. Im Laufe des Abends wurde an Bord des Admirals Seymour, des Kommandanten des vereinigten Geschwaders, ein Kriegsrath abgehalten.

Paris, 23. Septbr. Die Morgenblätter halten die Wahl des Herrn Barthélemy St. Hilaire für den Posten des Ministers des Aeußeren für ein Zeichen der friedlichen Politik Frankreichs.

London, 23. Septbr. Die „Times“ veröffentlicht folgende Nachrichten: Admiral Seymour ist um Mitternacht nach Cattaro abgereist, wo er die Antwort Niza Paschas auf die an denselben gerichtete Aufforderung, nach welcher Dulcigno ohne jeden Zeitverlust den montenegrinischen Behörden auszuliefern wäre, erwartet. — Es ist unbegründet, daß die Albanesen die türkische Garuison aus Dulcigno vertrieben haben; die regulären Truppen halten noch immer Stadt und Festung besetzt, sie kampiren zwischen den Albanesen und Montenegrinern. „Daily News“ melden inzwischen, Niza Pascha habe den Einwohnern von Dulcigno 30,000 türkische Dira als Entschädigung angeboten und ihnen zugleich den Bau einer neuen Stadt auf dem Gebiete am Ausflusse des „Mati“ garantirt; die Dulcignoten hätten jedoch diese Vor schläge zurückgewiesen.

Wien, 23. Septbr. Sämmtliche Wiener Zeitungen erkennen an, daß die Ernennung des Herrn Barthélemy St. Hilaire's die Fortsetzung der seitens der französischen Regierung seit 10 Jahren befolgten Friedenspolitik bedeute. Man telegraphirt der „Gazette Generale“ aus Magusa: Die Albanesen haben ihr Lager ein wenig mehr nach Osten verlegt, um nicht dem Feuer der vereinigten Flotte ausgesetzt zu sein.

Bele, 23. Septbr. Im gestern abgehaltenen Ministerathe wurde beschloffen, die Einberufung der Delegationen für den 19. Oktober zu veranlassen.

